



EIN WUNSCHKIND - UM WELCHEN PREIS?

Ethische Fragen an die Reproduktionsmedizin

DOKUMENTATION 33

Fachtagung der eaf, 16./17. September 2020 in Bonn

PROF. DR. ANDREAS BERNARD

Kulturelle und soziale Aspekte der Reproduktionsmedizin

ARBEITSGRUPPE (AG 2)



KULTURELLE UND SOZIALE ASPEKTE DER REPRODUKTIONSMEDIZIN

Prof. Dr. Andreas Bernard

Assistierte Empfängnis ist in Deutschland bis heute ein kritisches Unterfangen. Leihmutterchaft und Eizellspende sind gesetzlich untersagt, den Personenkreis für die erlaubten Verfahren der heterologen Insemination und der In-vitro-Befruchtung schränken die betreffenden Richtlinien der Bundesärztekammer stark ein: „Bei nicht miteinander verheirateten Paaren“, heißt es in der Fassung von 2006, soll der Durchführung einer Samenspende „mit besonderer Zurückhaltung zu begegnen sein“; auch die IVF- oder ICSI-Behandlung stehe nur heterosexuellen Paaren „in einer festgefügt Partnerschaft“ zu. Frauen, die „in keiner Partnerschaft oder in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft leben“, sind von allen Therapiemethoden grundsätzlich auszuschließen.¹ Auch wenn die deutschen Samenbank-Betreiber und Reproduktionsmediziner den Vorgaben wie beschrieben nicht immer folgen: Der Status der Familie, das machen diese rechtlichen Grundbestimmungen deutlich, wird weiterhin als Gemeinschaft aus Mutter, Vater und den gemeinsamen, durch sexuelle Zeugung entstandenen Kindern gedacht. In den letzten fünfzehn Jahren ist die Ausdehnung dieser Definition zwar gesetzlich erleichtert worden, durch die Einführung der „Eingetragenen Partnerschaft“ für gleichgeschlechtliche Paare und der damit verbundenen Möglichkeit, ein leibliches Kind des Lebenspartners als „Stiefkind“ zu adoptieren. Dennoch ist das in der Verfassung niedergelegte Grundrecht, wonach „Ehe und Familie unter dem besonderen Schutze der staatlichen Ordnung“ stehen, an die blutsverwandte Kernfamilie adressiert.

Die Leih- oder Tragemutter, die Eizellspenderin, der Samenspender (den der SPD-Entwurf eines Fortpflanzungsmedizingesetzes im Jahr 1989 ja ebenfalls kriminalisieren wollte): Sie alle gelten weiterhin als Fremdkörper, deren Eindringen in die Familieneinheit

verhindert oder – wie es die meisten Reproduktionsmediziner empfehlen – zumindest mit aller Konsequenz verschleiert werden muss. Doch auf welche mächtigen Konstellationen in der Geschichte menschlichen Zusammenlebens geht dieses Misstrauen zurück? Wann und unter welchen Umständen hat sich das Modell der Kernfamilie, das keine zusätzlichen, randständigen Figuren duldet, herausgebildet? Über einen weit ausgehenden Zeitraum hinweg hat der Anthropologe Jack Goody diese Fragen zu beantworten gesucht. Seine klassische Studie über die „Entwicklung von Ehe und Familie in Europa“ skizziert die Geschichte der Familie im christlichen Abendland als Geschichte einer fortschreitenden Verdichtung. Goody bringt die Schwächung weitverzweigter Sippen und die Etablierung der Kleinfamilie seit dem frühen Mittelalter in Zusammenhang mit der Machtpolitik der aufstrebenden christlichen Kirche. Durch Einengungen des Erbrechts und Ausweitungen des Inzestverbots, zeitweise bis zu Verwandtschaftsbeziehungen siebten Grades, gelingt es der neuen Staatsreligion des Römischen Reiches, die einflussreichen Sippenverbände nach und nach zu zersprengen und den eigenen Reichtum durch testamentarische Schenkungen unverheiratet oder kinderlos gebliebener Menschen anzuhäufen. Die christliche Kirche kann sich dadurch als maßgebliches Institut des Gemeinwesens installieren. Im römischen Recht verankerte Praktiken wie die Adoption und das Konkubinat, zur Annahme oder Zeugung von erbberechtigten Kindern, werden nun untersagt; die Kategorie der Elternschaft – in den Sippen für blutsverwandte und angenommene, eheliche oder außerhalb der Ehe entstandene Nachkommen gleichermaßen gültig – reduziert sich auf die geschlechtlich reproduzierte Kernfamilie. (Adoptionen etwa werden in Frankreich erst 1892 wieder gesetzlich ermöglicht, in Großbritannien sogar erst im Jahr 1926.²)

¹ (Muster-)Richtlinie zur Durchführung der assistierten Reproduktion. Novelle 2006 (2006). In: Deutsches Ärzteblatt Jg. 103, S. 1392-1403, S. 1400.

² Goody, Jack (1983/1989), Die Entwicklung von Ehe und Familie in Europa. Frankfurt am Main, S. 86/87.

In diesem langsamen, viele Jahrhunderte währenden Prozess der Intimisierung zeichnet sich wiederum eine tiefe Zäsur ab. Die Kleinfamilie, bestehend aus Vater, Mutter und den in ehelicher Liebe gezeugten Kindern, formt sich in dieser Zeit, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, endgültig zum normativen Modell. Sie wird als Ort der Homogenität begriffen; die sozialen und biologischen Beziehungen zwischen ihren Mitgliedern müssen deckungsgleich sein. Umgekehrt verschärft sich das Misstrauen gegenüber jeder Kontamination der natürlichen Einheit. Woher kommt dieser „mächtige Schub des Gefühls“, wie es der Historiker Edward Shorter formuliert? Rousseaus Erziehungsbuch „Emile“ von 1762 ist Shorter zufolge ein wortmächtiger Auslöser gewesen. Die zugrundeliegenden Ursachen für diesen Wandel setzt er aber vor allem mit den ökonomischen Veränderungen Mitte des 18. Jahrhunderts in Beziehung, mit dem Aufkommen einer liberalen, kapitalistisch organisierten Marktwirtschaft, die die Zünfte zerschlägt, die lokalen Produktionsgemeinschaften aufsplittert und unter den nun im Wettbewerb befindlichen Einzelanbietern eine Sphäre der Konkurrenz hervorbringt. Shorter ist davon überzeugt, dass sich „diese egoistische wirtschaftliche Mentalität auf verschiedene nichtwirtschaftliche Lebensgebiete ausgeweitet“³ habe. Der Kult des Gefühls zwischen den Ehegatten, das enge Verhältnis zu den eigenen Kindern, die Abschottung der Kernfamilie von der Dorfgemeinschaft seien letztlich soziale Effekte einer wirtschaftlichen Neuordnung.

Es ist also nicht zu weit gegriffen, wenn man die heutigen Vorbehalte gegen die assistierte Empfängnis auf die Konstituierung der Kleinfamilie im späten 18. Jahrhundert zurückführt. Und da sich die Familieneinheit in dieser Zeit ganz über die Mutter zu definieren beginnt, die ihre Kinder nun selber stillt, ihnen das Lesen beibringt und die Position des familiären Zentrums vom „Hausvater“ früherer Zeiten übernommen hat, erscheint es auch als folgerichtig, dass gerade Substitutionen von Mutterschaft seit 250 Jahren in ungleich höherem Maße skandalisiert werden als unklare Vaterschaften. In den Protagonistinnen der Reproduktionstechnologie, in der Leihmutter oder der Eizellspenderin,

bilden sich also jene Fremdkörper der blutsverwandten Kleinfamilie ab, die seit dem späten 18. Jahrhundert ausgesondert und an den Rand gedrängt worden sind. Das Unbehagen an der Leihmutter etwa folgt ganz ähnlichen Argumentationslinien wie die einstige Dämonisierung der Amme. Beide Frauen kommen der Familieneinheit zu nahe, übertragen unbekannte und bedrohliche Körperströme auf das Kind (früher die Milch, heute die „Gene“). Eine weitere Randfigur ist in diesem Sinne die Stiefmutter. Ihre problematische Stellung innerhalb der Familie wird gerade von jenen Texten zementiert, die den Bildbestand und die kollektive Imagination unserer Kultur seit 200 Jahren wie keine anderen geprägt haben, den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. In mindestens einem Dutzend der Geschichten, darunter den bekanntesten wie „Sneewittchen“, „Hänsel und Gretel“, „Aschenputtel“, „Brüderchen und Schwesterchen“ und „Frau Holle“, sind es die Stiefmütter, die ihre nachträglich angenommenen Kinder aus niederen Motiven der Eitelkeit oder Habgier töten, verhungern oder verwahrlosen lassen wollen. Zuneigung empfinden sie allenfalls für ihre leiblichen, in die zweite Ehe eingebrachten Nachkommen; der wiederverheiratete Vater nimmt gewöhnlich die Stelle des gutmütigen, aber passiven Mannes ein, der den Intrigen und Verkommenheiten seiner neuen Ehefrau nichts entgegenzusetzen vermag. In den „Kinder- und Hausmärchen“ wird dieser Figur von Fassung zu Fassung eine prominentere Rolle zugeordnet; wo in der Erstausgabe von 1812 bis 1815 noch häufig schlicht von einer „bösen Mutter“ die Rede ist, unter anderem in den Märchen „Sneewittchen“ und „Hänsel und Gretel“, haben sich die Frauen in der letzten zu Lebzeiten erschienenen Ausgabe von 1857 allesamt in „Stiefmütter“ verwandelt. Die Brüder Grimm errichteten also im Lauf der Jahrzehnte eine immer stärkere Barriere zwischen dem Rumpf der blutsverwandten Familie und der hinzukommenden Person.⁴

Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein wird die Figur der Stiefmutter poetisch gestaltet und wissenschaftlich diskutiert – ein Topos, von dem sich nie genau ermitteln lässt, ob reale Erfahrungen zu den literarischen Bildern oder nicht umgekehrt diese zu jenen geführt

³ Shorter, Edward (1975/1983), Die Geburt der modernen Familie. Reinbek bei Hamburg, S. 293.

⁴ Vgl. Koschorke, Albrecht (2010), Kindermärchen. Liminalität in der Biedermeierfamilie. In ders. u. a. (Hrsg.), Vor der Familie. Grenzbedingungen einer modernen Institution. Konstanz, 2010, S. 139-171, S. 164-165.

haben. Die Jugendpsychologin Hanna Kühn jedenfalls leitet ihre große Studie über das „Stiefmutterproblem“ in verhaltensauffälligen Familien 1929 mit dem Zugeständnis solcher Verflechtungen ein. Ausgehend von einer seit dem Krieg geführten Statistik des Hamburger Jugendamts, wonach unter den Faktoren, die bei Jugendlichen unter 21 Jahren „zu Verwahrlosungsercheinungen führten“, bei 18 Prozent der Mädchen und 10 Prozent der Jungen „als Ursache [...] die Stiefmutter festgestellt wurde“, versucht sich Kühn an einem Psychogramm dieser Frauenfigur und ihrer Stellung zu den angenommenen Kindern. Als ersten Hinweis auf ihren unerbittlichen Verdacht, „daß die durch den Eintritt einer Stiefmutter geschaffene Umwelt Bedingungen enthält, die auf die Einleitung eines Verwahrlosungsprozesses begünstigend wirken“ können, erkennt sie die literarische Tradition. Grimms Märchen und ein ganzer Kanon weiterer Texte, von Schillers „Glocke“ bis zu den Dramen Ibsens, hätten dazu geführt, dass die Figur der Stiefmutter „schon von vornherein mit einem negativ gerichteten Tatsachenkomplex und Gefühlsakzent gesättigt“ sei. Kühn besucht Hamburger Volksschulen, lässt die Kinder Aufsätze zu ihren Assoziationen schreiben und erhält das erwartete Ergebnis, dass die Stiefmutter als „die böse Frau schlechthin“ gelte. Die Psychologin nennt zwei Gründe für dieses einhellige Votum, zum einen den problematischen Eintritt der neuen Ehegattin in einen bereits bestehenden, vom Tod der Mutter überschatteten Haushalt, zum anderen den entscheidenden Makel, dass sie die angenommenen Kinder nicht selbst geboren habe. Denn diese „tiefe Nährquelle der Mutterliebe“ sei auch für die bemühtesten Kandidatinnen nicht wettzumachen; der Mangel an Einfühlung gehe schlicht auf biologische Tatsachen zurück. Die Boshaftigkeit der Stiefmütter, im Märchen und im Hamburger Alltag der 1920er Jahre, wird in der Argumentation der Psychologin daher fast zu einer tautologischen Notwendigkeit. Blutsverwandschaft könne nicht simuliert werden, und die Absenz von Blutsverwandschaft bringe zwangsläufig Konflikte hervor, weil familiäre Harmonie immer die Harmonie des Blutes sei. „Alles in allem“, schließt Kühn, „hat der Gemeinschaftskreis Stiefmutterfamilie viel-

fach ein disharmonisches, ungeschlossenes, schwüles, in sich unruhiges und spannungsreiches Gepräge“, und sie empfiehlt, diesen Typus auf Schulbögen und bei Volkszählungen künftig nicht mehr wie bislang „als normale Familie ohne irgend eine besondere Abhebung zu kennzeichnen“.⁵

Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert besagt ein genealogisches Reinheitsgebot (das seine junge Geschichte negiert), dass jede Wucherung der Familienbildung bedenkliche Konsequenzen habe. Nicht nur die Volksmärchen, sondern auch die berühmtesten Romane der europäischen Literatur demonstrieren in den Jahrzehnten darauf, wohin es führt, wenn diese Reinheit auf die Probe gestellt wird. Es kommt unweigerlich zur Katastrophe. Goethes „Wahlverwandschaften“ etwa spielen die Folgen jenes imaginären Ehebruchs zwischen Eduard und Charlotte durch; das Kind, das in Gedanken der Eheleute an ihre jeweiligen Liebhaber entsteht, setzt in den letzten Kapiteln des Buches eine ganze Kette von Todesfällen in Gang. Eine ähnliche Konstellation führt Mary Shelleys Schauerroman „Frankenstein“ fünfzehn Jahre später vor, dessen Titelfigur aus überaus prekären Familienverhältnissen stammt. Viktors Braut, eine Waise, wurde als Adoptivkind in die Familie Frankenstein aufgenommen; er heiratet letztlich seine Stiefschwester. Die Eskalationen des Romans, die unreine Genealogie zwischen dem Forscher und seinem künstlich erzeugten Monstrum, sind also ein schrilles Echo jener unreinen Genealogie in der Familienbildung des Helden. In den „Wahlverwandschaften“ wird das Verhältnis zwischen Otilie und dem Kind, das ihre Gesichtszüge trägt und das sie als „eine andere Art von Mutter“ pflegt, einmal als „sonderbare Verwandtschaft“⁶ bezeichnet – eine Wendung, die auch das Beziehungsgeflecht zwischen den Beteiligten der assistierten Reproduktionstechnologie kennzeichnen könnte. In der Romananordnung von 1809 geht es um die gleiche Überblendung von biologischer und symbolischer Elternschaft wie heute in der Praxis der Samen- und Eizellspende oder Leihmutterchaft. Das Familiengefüge Goethes hält dieser Überblendung aber noch nicht stand; die symbolischen

⁵ Kühn, Hanna (1929), Psychologische Untersuchungen über das Stiefmutterproblem. Die Konfliktmöglichkeiten in der Stiefmutterfamilie und ihre Bedeutung für die Verwahrlosung des Stiefkindes. Leipzig, S. 1, S. 3, S. 21, S. 151 und S. 152.

⁶ Goethe, Johann Wolfgang, Die Wahlverwandschaften (1809/1977). In ders., Sämtliche Werke in 18 Bänden. Band 9. Zürich, S. 7-275, S. 227.

Eltern müssen in einem Roman des frühen 19. Jahrhunderts auch die leiblichen Eltern sein. Deshalb führt das Bastardkind der Phantasie, das im genauen Gegensatz zu den heutigen „Spenderkindern“ zwar von beiden Elternteilen abstammt, aber symbolisch illegitim ist, am Ende zur beinahe vollständigen Auslöschung des Romanpersonals.

Das Idealbild der blutsverwandten Kleinfamilie, könnte man sagen, hat zweihundert Jahre lang seine uneingeschränkte Macht entfaltet. Am Anfang stand die Emphase des Familienidylls durch Rousseau; seit den 1970er Jahren sorgen Verfahren wie die endgültig verbreitete Samenspende, die In-vitro-Fertilisation und die Leihmutterschaft für eine zunehmende Öffnung und Ausweitung dieser Einheit. In der deutschen Rechtsprechung und auch in der öffentlichen Debatte, die sich in Fernseh-Talkshows oder Zeitungsplädoyers weitgehend auf den Modus von Pro und Contra beschränkt, werden die meisten dieser Technologien immer noch als Bedrohung der Familie empfunden. Auch viele Befürworter der Samen- und sogar der Eizellspende nähern sich den Kritikern zumindest in jener Empfehlung an, die so gezeugten Kinder über ihre Entstehungsweise im Unklaren zu lassen; beide Parteien sind sich also darin einig, dass jede offene Proliferation der Abstammung das Konzept der Familie schwächt.

Gespräche mit Ärzten, Vermittlern, betroffenen Eltern und Kindern verfestigen allerdings den entgegengesetzte Eindruck: Anfang des 21. Jahrhunderts, so die immer wieder bestätigte Wahrnehmung, sind es gerade die wuchernden, „unreinen“, durch Unterstützung von Dritten und Vierten entstandenen Familien, die ein seit Jahrzehnten brüchig gewordenes, symbolisch ausgezehrtes Lebensmodell wieder mit neuer Repräsentationskraft versorgt haben. Eine auffällige historische Überschneidung veranschaulicht diese These: Denn die entscheidenden Durchbrüche in der Geschichte der Reproduktionsmedizin fallen genau in jenes Jahrzehnt, in dem das traditionelle Konzept der Familie infolge der Umbrüche von 1968 in seine tiefste

Krise geraten ist. Die Inflation der Scheidungsraten, der Rückgang der Kinderzahl, die emanzipatorische Selbstbestimmung der Frauen, die sich nicht mehr mit der bloßen Rolle als Mutter begnügen wollen, die Verheißungen einer freien, verhüteten Sexualität, der grundsätzliche Überdruß an bürgerlichen Existenzweisen: In den Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts zerfasert eine Lebensform, die lange Zeit als maßgebliches soziales Modell, als vielbeschworene „Keimzelle der Gesellschaft“ gedient hat. „Der Tod der Familie“ heißt der 1971 erschienene Klassiker des Psychiaters David Cooper, und auch in den Jahren darauf verzichtet kaum eine historische, soziologische oder psychoanalytische Bestandsaufnahme zum Thema, in der Einleitung auf die „berühmte Krise der Familie“ aufmerksam zu machen oder die Forderung zu äußern, dass „die Institutionen von Ehe und Familie zerstört werden müssen“⁷. Auch Edward Shorters große Studie, drei Jahre vor der Geburt Louise Browns veröffentlicht, endet mit einem Ausblick auf die *postmoderne Familie*, der ganz im Zeichen des „Zusammenbruchs“ dieser Lebensform steht, verursacht durch eine „Diskontinuität der Werte“ zwischen der neuen und der vorangegangenen Generation und die „Zerstörung des Nestes“⁸ durch berufstätige, ihre Mutterschaft hinauszögernde Frauen.

Die neuen Optionen, durch extrakorporale Befruchtung oder die Hinzunahme fremder Gameten Kinder zu zeugen und Familien zu gründen, fallen also genau in diese Phase hoher sozialer Labilität. Was seit dem Ende der Siebzigerjahre geschieht, die reproduktionsmedizinisch hergestellte Elternschaft von Menschen, die als unfruchtbar galten, später auch von älteren Frauen, Alleinstehenden und gleichgeschlechtlichen Paaren, mag zwar politisch oder religiös überlieferte Vorstellungen des Gebildes „Familie“ verletzen. In erster Linie eröffnet sie aber einem Personenkreis Zugang zu diesem Lebensmodell, der zuvor aus gesundheitlichen oder biologischen Gründen ausgeschlossen war und ihm daher umso emphatischer begegnet. Ein Kind zu bekommen, ist in diesen Fällen keine Selbstverständlichkeit mehr, kein zufälliger oder zwangsläufig

⁷ Donzelot, Jacques (1977/1979), Die Ordnung der Familie. Frankfurt am Main, S. 21; der Satz der Feministin Ti-Grace Atkinson ist zitiert bei Henig, Robin Marantz (2004/2006), Pandora's Baby. How the First Test Tube Babies Sparked the Reproductive Revolution. New York, S. 6.

⁸ Shorter (siehe Fußnote 3), S. 313, S. 304, S. 314.

ger Effekt sexueller Aktivität, sondern das Ziel eines langgehegten Wunsches. Besonders anschaulich wird diese Differenz zwischen der krisenanfälligen natürlichen und der ersehnten assistierten Familienbildung an der Lebensgeschichte von John und Lesley Brown, den Eltern des ersten in-vitro gezeugten Babys, Louise Brown, geboren im Jahr 1978. Beide stammen aus problematischen Verhältnissen: Lesley wächst nach der Wiederverheiratung ihrer Mutter sogar im Kinderheim auf, soll zu einer Pflegefamilie nach Australien ziehen und landet dann bei einer Tante. Als umherstreunender, haltloser Teenager lernt sie den Halbweisen John kennen, der schon einmal verheiratet war und nun allein mit seinen zwei Kleinkindern lebt, von denen er eines zur Adoption freigibt, das andere seinerseits in einem Kinderheim unterbringt. Die ersten Eltern eines IVF-Babys, daran lässt ihre Autobiographie keinen Zweifel, haben das konventionelle Lebensmodell „Familie“ in den 1950er und -60er Jahren von der düstersten Seite her erlebt, als generationenübergreifende Aneinanderreihung von ungewollten Schwangerschaften, überforderten Eltern, Trennungen und Abschiebungen. Als Lesley bei John unterkommt, eine eigene Familie gründen will und dann feststellen muss, dass sie physiologisch dazu nicht in der Lage ist, wertet sie diese Nachricht als Besiegelung ihres Lebensfluchs: „Es war schlimm genug, als Kind keine richtigen Eltern gehabt zu haben“, schreibt sie. „Ich hatte mich anders als alle anderen gefühlt, als ich ins Kinderheim gesteckt wurde. Nun, da ich selbst auch keine Kinder bekommen konnte, wusste ich, dass das wirklich zutraf.“⁹ An diesem Nullpunkt der Hoffnungen werden Lesley und John auf die Aktivitäten des Gynäkologen Patrick Steptoe aufmerksam, und das Mirakel der künstlichen Befruchtung wendet ihr Schicksal. Die In-vitro-Fertilisation macht aus den Opfern dysfunktionaler Familien eine intakte. Nach der Geburt von Louise sucht Lesley Brown sogar zum ersten Mal seit der Kindheit wieder Kontakt mit ihrer eigenen Mutter.

In einem 1986 erschienenen *Spiegel*-Artikel zur assistierten Empfängnis schrieb die Grünen-Politikerin Waltraud Schoppe: „Die Reproduktionstechnologien führen das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie ad absurdum.“¹⁰ Vermutlich ist genau das Gegenteil rich-

tig: Die Reproduktionstechnologien haben das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie aufrechterhalten und in seiner Logik bestätigt. Dass routinierte, tendenziell überkommene Sozialrituale gerade von ehemals ausgeschlossenen Gruppen erneuert werden, zeigen auch die aktuellen Diskussionen um die Heiratserlaubnis für gleichgeschlechtliche Paare; das Urteil des Obersten Gerichtshofs in den USA etwa, das die politische Diskriminierung der „Homo-Ehe“ für verfassungsfeindlich erklärte, führte vor kurzem zu landesweiten Jubelfeiern. Und genau in diesem Sinne hatten Aldous Huxley und die mit seinem Roman bewehrten Kritiker der künstlichen Befruchtung auf kolossale Weise Unrecht: Die liebevoll verbundene Kleinfamilie und die technologisch unterstützten, asexuellen Methoden der Fortpflanzung schließen sich eben nicht aus. Eine stimmigere Diagnose aktueller Familienbildung liefert eher Kim Bergman, die Gründerin der Leihmutter-Agentur „Growing Generations“ in Los Angeles. „Die Entstehung jedes Kindes“, sagt sie in aller Pragmatik, „geht auf vier Faktoren zurück: ein Spermium, ein Ei, eine Gebärmutter, ein Zuhause. Die erste drei Faktoren können beliebige Personen beisteuern. Was Eltern und Familien aber ausmacht, ist allein das Zuhause.“

Wer im Jahr 2020 nach Fernsehserien sucht, die möglichst konventionelle Familiengeschichten erzählen, mit Episoden über die kleinen, biedereren Freuden des Hochzeitstags oder Valentine Days, landet unweigerlich bei den Sitcoms „Modern Family“ oder „The New Normal“. Im Mittelpunkt dieser Serien stehen zwar gleichgeschlechtliche Paare, mit einem adoptierten oder von einer Leihmutter ausgetragenen Kind, aber das Bild von Familie, das sie entwerfen, verbindet, wie die Titel schon sagen, die Neuheit ihrer Entstehung mit einer fast zelebrierten Normalität. Der Regenbogen, der diesen Familien ihren Namen gegeben hat, strahlt weniger bunt auf die akkurat gemähten Vorgärten als gedacht. Man kann diesen Willen zur Konvention auch daran erkennen, welche Rolle die gemeinsamen Mahlzeiten am Familientisch in den Geschichten spielen. Das Bild der im Esszimmer versammelten Eltern und Kinder ist eine der großen Ikonen der Bürgerlichkeit im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Umgekehrt wurde die bedrohliche Ausfransung der Familie in den letzten Jahr-

⁹ Brown, John / Brown, Lesley (1979/1980), *Our Miracle Called Louise*. London, S. 82.

¹⁰ Schoppe, Waltraud (1986), *Die Kleinfamilie wird das nicht verkraften*. In *Der Spiegel* 8. September, S. 71.

zehnten mit Vorliebe am Aussterben der gemeinsamen Mahlzeiten illustriert; ungezählt die Filmszenen oder soziologischen Forschungsberichte, in denen gerade das Fehlen des Esstisches in den lieblosen Wohnungen, das allein auf der Fernsehcouch heruntergeschlungene Junk Food, die Entfremdung zwischen den Generationen anzeigen sollte. In Büchern und Filmen nun, die von „Regenbogenfamilien“ handeln, fällt sofort ins Auge, mit welcher Sorgfalt und rituellen Bedeutung die Mahlzeiten arrangiert sind. Alle Schlüsselszenen des Oscar-prämierten Films „The Kids Are All Right“ von 2011 etwa, der von einer „Regenbogenfamilie“ mit zwei Müttern und zwei jugendlichen Kindern handelt, spielen an einem großzügigen Esstisch: die erste Begegnung mit dem Samenspender im Haus der Familie, die aufwändige Gegeneinladung des Spenders, bei der die eine Frau entdeckt, dass ihre Lebenspartnerin eine Affäre mit ihm hat, schließlich das große Aussöhnungsgespräch der Familie am Vorabend der Reise ins neue College der Tochter, währenddessen der Samenspender vor dem Fenster steht und einen letzten Blick auf die durch ihn gezeugten Kinder wirft. Die exotisch anmutenden Familien wahren die Insignien der Bürgerlichkeit wie kaum noch eine gewöhnlich entstandene.

Gerade die Unterbrechung der Abstammungslinie führt also dazu, dass diese Lücke mit umso größerem Aufwand durch symbolische Legitimationen der Zusammengehörigkeit wettgemacht wird. Die produktive *Erzählung* der Familiengeschichte – im Unterschied zu einem kontingenten, mehr oder weniger gewollten biologischen Ereignis, das diese Geschichte in Gang setzte – soll die Bindung zwischen den Generationen festigen. Deshalb sind im Milieu der assistierten Empfängnis auch Bilder von Babys, Kindern und jungen Familien allgegenwärtig. Das zeigt sich bereits in der Einrichtung und im Design von Samenbanken oder IVF-Kliniken, deren Räume und Broschüren gewöhnlich von solchen Aufnahmen gesäumt sind. (Schon Noel Keane, der erste Leihmutter-Makler der Geschichte, sammelte Fotos aller durch seine Vermittlung entstandenen Babys.) Auch die Erinnerungsalben der

Familien sind mit einem besonderen Maß an Disziplin gestaltet: In einem Zeitungsporträt über die Gründerin des Vereins „Spenderkinder“, einer durch anonyme Samenspende gezeugten junge Frau, ist von einem Fotobuch die Rede, das sie beim Auszug aus dem Elternhaus geschenkt bekommen hat: „Es sind hymnische, selige Texte“, schreibt die Autorin. „So etwas kenne sie von Eltern ihrer Freunde nicht, das würden nicht viele machen.“¹¹. Eine bemerkenswerte Ausprägung findet dieser Darstellungswille schließlich in einem neuen Genre von Aufklärungsbüchern, die auf die Herkunft der Kinder durch künstliche Befruchtung und Gametenspende abgestimmt wurden. Sie heißen „Sometimes it Takes Three to Make a Baby“, „How Babies and Families are Made (There is More Than One Way!)“ oder „So That’s Where I Came From“. Websites von Familieninitiativen oder Gay Communities vertreiben die Bücher in den USA inzwischen in großer Zahl; viele der Titel sind in unterschiedlichen Versionen bestellbar, je nachdem, ob die Familien durch IVF und ICSI, Samenspende, Eizellspende oder Tragemutterschaft [= „gestational surrogacy“] zustande gekommen sind. Die Beliebtheit dieses Genres rührt offensichtlich auch daher, dass die technische Zeugungsweise die Autoren und vorlesenden Eltern von Diskreptionsproblemen befreit, die ansonsten bei der Aufklärung von Kindern auftauchen: Über Sex muss hier nicht gesprochen werden. „Die Sprache ist sehr einfach“, heißt es im Ankündigungstext eines Buches, „das Wort ‚Zelle‘ wird eher gebraucht als ‚Ei‘ oder ‚Spermium‘.“¹²

Die wichtigste symbolische Handlung aber, die das Fehlen einer genetischen, auf dem Geschlechtsakt beruhenden Verbindung der Eltern zu ihrem Kind ausgleichen soll, ist das Schreiben, das Verfassen von Lebensgeschichten. Schon in einer Zeit, in der Samenspende und künstliche Befruchtung noch als dämonische Experimente galten, lässt sich dieser Reflex beobachten. In Hanns Heinz Ewers’ Roman „Alraune“ von 1911 beginnt der Arzt, der die Insemination durchgeführt hat, ein Tagebuch über Alraunes Entwicklung und skizziert bereits vor ihrer Geburt die „kurze und einfache Lebensgeschichte“¹³ ihrer Eltern,

¹¹ Hasel, Verena Friederike (2007), Bestellte Kinder. In Der Tagesspiegel 28. Dezember 2007, S. 3.

¹² <http://www.dcnetwork.org/library/you-were-born-our-wish-baby>; vgl. zu einer Liste dieser Bücher auch die Website <http://booksforkidsingayfamilies.blogspot.de/>.

¹³ Ewers, Hanns Heinz (1911/1919), Alraune. Die Geschichte eines lebenden Wesens. 239. bis 243. Tausend. München, S. 139.

der Prostituierten und des gehenkten Mörders. Arthur Kermalvezen wiederum, der ein Buch über seine Identitätskrise als "Spenderkind" geschrieben hat, berichtet, dass seine Mutter „keine Ruhe“ fand, „bevor sie nicht in schriftlicher Form etwas über ihre Kinder als ihre Nachkommen festgehalten und uns somit in die Tradition ihrer Familie eingeschrieben hatte. Seit unserer Geburt führte sie für Justine, Audrey und mich jeweils ein kleines Heft.“ Als Arthur 18 ist, überreicht die Mutter ihm sein Exemplar. „Ich hänge sehr an diesem Heft“, schreibt Kermalvezen, „denn die Leute meinen oft, dass ich bei der Suche nach meinem Erzeuger auch ein Familienleben suche. Doch ich habe eins, das mir gefällt.“ Tagebücher, Briefe, Stammbäume, Biographien – Vergewisserungsrelikte der Genealogie, die in einer Zeit des Vaterschaftsnachweises durch DNS-Abgleich ihre kollektive Bedeutung längst eingebüßt haben – spielen in diesen Familien mit beinahe gesetzmäßiger Regelmäßigkeit eine große Rolle. In den Erinnerungsalben, die auch Kermalvezens Mutter „immer mit viel Freude und Sorgfalt anlegte“, schreibt sie unter ein Foto von Arthur, seinem Vater und seinem Großvater einmal: „Drei Generationen.“¹⁴ Die Schrift soll die Kontinuität der Abstammung gewährleisten. Elizabeth Kane, die erste kommerziell vermittelte Leihmutter, führt während ihrer Schwangerschaft 1980 ebenfalls ein Tagebuch, dessen Einträge dann zum Gerüst ihrer Memoiren werden. Als Kane nach der Geburt des Jungen erkennt, dass ihr Agent sie betrogen hat und ihr keine Zeit mehr bleibt, sich von dem Neugeborenen zu verabschieden, schreibt sie ihm noch im Krankenhaus einen Brief, in dem sie ihm die Lebensgeschichte seiner leiblichen Mutter ausführlich erzählt.¹⁵ Von Frauen wiederum, die heute durch eine Eizellspende Mutter werden, ist das Ritual bekannt, schon kurz nach den Embryotransfers eine Korrespondenz mit ihrem ersehnten Baby zu beginnen: „Liebes Kind“, schreibt eine, „ich habe dich schon so lange gewollt, dass es jetzt fast ein bisschen schwierig für mich ist, an Dich wie an ein wirkliches Wesen zu den-

ken. Vielleicht sollte ich mich erst vorstellen: Ich bin, wenn alles gut geht, Deine (oder Eure, man weiß ja nie ...) Mutter. Auf eine Weise bist Du jetzt schon hier unter uns, als ein Gedanke, als ein Ausblick auf die Zukunft.“¹⁶ „Blut ist dicker als Wasser“ lautete der berühmte Satz, mit dem das Primat biologischer Verwandtschaft in der Ethnologie seit den Studien Lewis Henry Morgans Mitte des 19. Jahrhunderts besiegelt wurde. Im Angesicht des seit Jahrzehnten kriselnden Familienmodells und der stärkenden Infusionen neuer Gemeinschaftsformen könnte man dieses Verdikt um den Satz ergänzen, dass Worte und Verträge vielleicht noch dicker als Blut sind.

Psychologen und Sozialwissenschaftler, die den Verfahren der Reproduktionsmedizin prinzipiell wohlwollend gegenüberstehen, haben daher schon früh den empirischen Nachweis zu bringen gesucht, dass diese Familien – vorausgesetzt, sie gehen offen mit ihrer Entstehungsweise um – überdurchschnittlich glückliche Kinder hervorbringen. Die englische Psychologin Susan Golombok etwa hat seit den Achtzigerjahren etliche Studien geleitet und publiziert, die allesamt zu ähnlichen Ergebnissen führen: Dass nämlich Paare, die durch In-vitro-Fertilisation, Samenspende (und später auch durch Eizellspende) zu Eltern geworden sind, „liebvoller mit ihren Kindern umgehen, größere emotionale Nähe empfinden, mehr mit ihnen interagieren und weniger Stress bei der Erziehung spüren“¹⁷ als in natürlich entstandenen Familien. Der Hauptgrund für diese Diagnose liegt den Autoren zufolge darin, dass Kinder, deren Zeugung mit jahrelangem emotionalen, körperlichen und finanziellen Aufwand verbunden war, immer Wunschkind sein müssen, denen mehr Zuneigung entgegengebracht wird als jenen, die häufig das Resultat einer Fahrlässigkeit oder der bloßen ehelichen Pflicht sind. Wie es die Psychologin einer amerikanischen Leihmutter-Agentur formuliert: „Es gibt kein Kind, das mit größerer Unbedingtheit gewollt wurde, als das Kind eines unfruchtbaren Paares“¹⁸.

¹⁴ Kermalvezen (siehe Fußnote 11), S. 26/27, S. 36, S. 63.

¹⁵ Kane, Elizabeth (1988), *Birth Mother. The Story of America's First Legal Surrogate Mother*. Orlando, S. 64 und S. 272.

¹⁶ Zitiert bei Bestard, Joan (2009), *Knowing and Relating. Kinship, Assisted Reproductive Technologies and the New Genetics*. In Edwards, Jeanette / Salazar, Carles (Hrsg.), *European Kinship in the Age of Biotechnology*. New York und Oxford, S. 19-28, S. 24.

¹⁷ Golombok, Susan u. a. (1996), *The European Study of Assisted Reproduction Families: Family Functioning and Child Development*. In *Human Reproduction* Vol. 11, S. 2324-2331, S. 2324. Vgl. auch die beeindruckende Publikationsliste Golomboks auf http://www.cfr.cam.ac.uk/about/people/golombok_papers.php.

Diese Haltung galt unter den psychologischen Diagnosen zur Reproduktionsmedizin nicht immer. Im Jahr 1949 hieß es in einem kritischen Beitrag über die Samenspende noch, dass „in Ehen, in denen der Wunsch nach künstlicher Fremdbefruchtung auftaucht, [...] eine latente Ehekrise mit größerer Wahrscheinlichkeit in Rechnung zu stellen“ sei. Doch auch die Stimmen, die den lang anhaltenden Willen zur Elternschaft bei infertilen Paaren eher als Vorteil für die Entwicklung der Kinder bezeichnen, melden sich überraschend früh. Schon 1960 verteidigt der Jurist Heinrich Richter die in Deutschland noch schroff zurückgewiesene Methode der heterologen Insemination mit dem Argument, man werde „zugeben müssen, dass wohl nur selten bei einer natürlichen Zeugung eine so gründliche Prüfung und Überlegung vorangehen wird, wie sie bei der künstlichen Samenübertragung wegen aller damit verbundenen Schwierigkeiten, Peinlichkeiten und Gefahren die Regel ist“.¹⁹

Der Erkenntniswert empirischer Untersuchungen über die emotionale Verfassung von Familien bleibt immer problematisch, weil sich eine Kategorie wie „Glück“ nur schwer mit den Mitteln der quantitativen Sozialforschung messen lässt. Was sich gleichwohl sagen lässt, ist, dass einige der Kardinalprobleme, die Psychoanalytiker von Freud und Otto Rank bis zu David Cooper im Beziehungsgeflecht der Familie zu identifizieren geglaubt haben, immer auch an die biologische Verbindung der Generationen geknüpft waren. Die fatale Struktur des Ödipus-Komplexes etwa gilt bei Freud nur für blutsverwandte Familien. Wenn man den eigenen Lektüreeindrücken und dem Gesamtregister der Londoner Werkausgabe trauen darf, hat er sich nirgendwo darüber geäußert, ob seine Neurosenlehren in ebensolcher Weise auf Eltern mit Adoptivkindern zuträfen. Es gibt aber vereinzelte Stellen in Freuds Werk, in denen er über die utopische Entkoppelung der Kinderzeugung von der Sexualität als einer „Befreiung vom Naturzwange“ nachdenkt. Auch diese Phantasien sprechen dafür, dass sich das psychoanalytisch

vermessene Minenfeld „Familie“ immer auf die im sexuellen Akt der Eltern entstandene Lebensgemeinschaft bezieht. Die Ablösung der Familienbindung von der biologischen, geschlechtlich reproduzierten Verwandtschaft würde Freud also tendenziell als erwünschte Abkühlung latenter Neurosenherde verstehen. Ganz ähnlich äußert sich auch David Cooper Anfang der Siebzigerjahre in seinem Traktat gegen die seiner Ansicht nach einschnürende, krankmachende Sozialform namens Kleinfamilie: „Vielleicht“, schreibt er im Sinne einer Gegenbewegung, „muß jeder von uns die Möglichkeit wiederentdecken, seine Herkunft anzuzweifeln“.²⁰ Die Frage lautet also: Leiten sich die fast unweigerlichen Familienkrisen, die die Literatur seit zweihundertfünfzig und die Psychoanalyse seit hundert Jahren diagnostizieren, nur vom kontinuierlichen Zusammenleben der Eltern mit ihren Kindern her? Oder hängen sie, wofür vieles spricht, auch mit der sexuell reproduzierten Blutsverwandtschaft zwischen den Generationen zusammen? Familien, deren Entstehung sich den Verfahren der assistierten Empfängnis verdanken, wären in dieser Hinsicht von manchen Grundkonstellationen psychischer Defekte dispensiert.

Eine letzte, weit zurückreichende Frage ist in diesem Zusammenhang noch zu klären. Wenn Vertreter der Kirchen oder der konservativen Parteien heute über ihre Vorbehalte gegen die Reproduktionstechnologien sprechen, kommt die Rede häufig auf das Urmodell christlicher Gemeinschaft: die Heilige Familie. In ihr, heißt es, sei für alle Zeiten ein Vorbild familiären Lebens bewahrt, das nicht verunstaltet werden darf. Wenn man die Verbindungslinien zwischen Maria, Joseph und Jesus aber genauer betrachtet – fallen dann nicht schon auf den ersten Blick verschiedene Fragmentierungen und Verdoppelungen ins Auge?

Maria und Joseph haben Jesus nach christlicher Auffassung nicht geschlechtlich gezeugt; der Samen Gottes, der seinen Sohn hervorbringen soll, ist durch den Botendienst des Heiligen Geists in den Körper Marias gelangt. Man könnte also in der heutigen Terminologie

¹⁸ Zitiert bei Markens, Susan (2007), *Surrogate Motherhood and the Politics of Reproduction*. Berley u. a., S. 78.

¹⁹ Anselmino, K. J. / Friedrichs, H. (1949), Die künstliche Befruchtung mit fremdem Samen in psychologischer Sicht. In *Medizinische Klinik* Jg. 44, S. 1621-1624, S. 1623; Richter, Heinrich (1960), Künstliche Samenübertragung als Hilfe in unfruchtbaren Ehen; in: Guttmacher, Alan u. a. (Hg.), *Die künstliche Befruchtung beim Menschen*. Diskussionsbeiträge aus medizinischer, juristischer und theologischer Sicht. Köln, 1960, S. 75-89, S. 75/76.

²⁰ Cooper, David (1971/1972), *Der Tod der Familie*. Reinbek bei Hamburg, S. 10 [Übersetzung leicht modifiziert, A. B.].

der Reproduktionsmedizin beinahe sagen, dass Maria die Leihmutter Jesu sei, der Heilige Geist der Samen-spender und Joseph der soziale Vater.

Den Protagonisten der assistierten Empfängnis ist diese merkwürdige Tradition nicht verborgen geblieben. Seit über hundert Jahren taucht in ihren Selbstzeugnissen der Bezug zur Heiligen Familie auf. Schon im Jahr 1908 schreibt Otto Adler über die Praxis der homologen Insemination: „Ein Weib zu allen Zeiten bis in die neueste hinauf, das die Stirn gehabt hätte, eine Schwangerschaft ohne Beiwohnung zu behaupten, wäre verlacht, verspottet, gesteinigt worden. Nur einen einzigen gläubigen derartigen Fall kennt die Welt, die Beschattung der Maria durch den heiligen Geist.“²¹ In einem der ersten Leihmutter-Arrangements, von denen Noel Keane berichtet, stellt sich heraus, dass die 24-jährige Sue, die für ihre unfruchtbare Mitbewohnerin ein Kind austrägt, noch Jungfrau ist. Die Freundin führt die Injektion mit dem Samen ihres Mannes selber durch und bemerkt dabei Sues unversehrtes Hymen. „Ich habe in dieser Nacht ihr Jungfernhäutchen nicht durchstoßen“, gibt sie Keane zu Protokoll. „Ich habe mit der Spritze einfach dagegengestoßen, kam aber nicht in die Vagina hinein. Das Häutchen riss erst, als der Gynäkologie sie untersuchte.“ Die allgemeine Überraschung über Sues Schwangerschaft erklärt ihnen der Arzt später damit, dass Flüssigkeiten (wie auch das Menstruationsblut) bei intaktem Hymen die Vagina passieren können. Noel Keane kommentiert diese Szene in seinem Buch mit den Worten: „Näher kann man einer unbefleckten Empfängnis nicht kommen.“²² In Arthur Kermalvezens Buch „Ganz der Papa“ schließlich heißt es: „Dass ich keinen Zugang zu meiner genetischen Herkunft habe, hat auch dazu geführt, dass ich mir bestimmte Fragen zu Jesus, dem ‚Sohn Gottes‘ stelle. Schon immer hat mich die Geschichte rund um seine Geburt gestört. Weil meine Zeugungsumstände so starken Einfluss auf mein Leben haben, konnte ich nicht verstehen, warum das bei Jesus nicht der Fall war.“ Und an die Adresse der konservativen Kritiker assistierter Empfängnis richtet das „Spenderkind“

Kermalvezen den Verdacht: „Jedenfalls entspricht das Bild der christlichen Familie, das die Kirche mit ihrem Beharren auf den Naturgesetzen und der Warnung vor DI heutzutage geltend macht, nicht dem der Familie von Jesus. Könnte man es nicht so sehen, als ob Jesus durch DI gezeugt wurde?“²³

Warum ist ausgerechnet eine Kleinfamilie zum christlichen Urbild der Gemeinschaft geworden, deren Beziehungsstruktur von derart auffälligen Brüchen durchzogen ist? Albrecht Koschorke hat dieser Frage vor zwanzig Jahren ein Buch gewidmet, das an Jack Goodys Überlegungen zur historischen Verdichtung des Familienkonzepts anschließt. Auch Jesus' Familie durchläuft, auf dem Weg von den Berichten der Evangelisten zum ikonischen Zentrum christlicher Religion, einen konstanten Prozess der Intimisierung. In der Bibel ist noch von zahlreichen Brüdern und Schwestern Jesu die Rede; zudem gibt es immer wieder Stellen, die gerade von der Unvereinbarkeit des Modells „Familie“ mit der neuen Glaubensgemeinschaft handeln. („Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich“, sagt Jesus, „der ist mein nicht wert.“) Die Herausbildung des Emblems „Heilige Familie“ hängt laut Koschorke mit jener langen Machtprobe zwischen dem Christentum und den einflussreichen Sippenverbänden zusammen. Eine Glaubensgemeinschaft, die sich als Staatsreligion versteht, muss Menscheneinheiten bilden, die besser zu kontrollieren sind als große Dynastien. Die Heilige Familie (und ihre kontinuierliche Intimisierung in der Bildardarstellung) liefert diesem Vorhaben effektive ikonographische Munition – und das gerade auch durch ihre Abweichungen. Denn die Spaltung der Vaterfigur, in „die anwesende unzuständige und die abwesende, aber aus der Ferne herrschende patriarchale Instanz“, erweist sich als politisch hochproduktive Familienkonstellation. In einem funktionsfähigen Staat, schreibt Albrecht Koschorke, sind solche „transzendenzhörigen Kleinfamilien“ wie Maria, Joseph und Jesus dankbare Adressaten, ausgerichtet auf eine externe Autorität, deren „Direktiven im Namen des Vaters ergehen“.²⁴

²¹ Adler, Otto (1908), *Homunculus. Medizinisch-juristische Betrachtungen über die künstliche Befruchtung*. In *Geschlecht und Gesellschaft* Jg. 3 (1908), S. 193-207, S. 199.

²² Keane, Noel / Breo, Dennis (1981), *The Surrogate Mother*. New York, S. 68.

²³ Kermalvezen (siehe Fußnote 11), S. 68/69.

²⁴ Koschorke, Albrecht (2000), *Die Heilige Familie und ihre Folgen. Ein Versuch*. Frankfurt am Main, S. 38-39.

Vielleicht ließe sich die heutige Konjunktur der Familienbildung durch Hinzunahme Dritter also auch in dieser langen christlichen Tradition verstehen. Die neuen Lebensgemeinschaften stärken nicht nur die Repräsentationskraft eines ausgezehrten Sozialmodells, sondern sie sind in ihrer Erleichterung, durch äußere *Assistenz* (von Ärzten, Spendern und Parteiprogrammen) doch noch Eltern geworden zu sein, auch vergleichsweise leicht zu regierende Staatsbürger. Denn ihr tiefster Lebenswunsch hat sich nicht durch simple, gesetzlich unregulierte sexuelle Vereinigung erfüllt, sondern zuallererst durch politische Grundbedingungen. Zweitausend Jahre nach den ersten Modellierungen der Heiligen Familie sorgt die moderne Reproduktionsmedizin dafür, dass jene offenen Flanken und Substitutionen der Vater- und Mutterstelle Tag für Tag in realen Lebensgemeinschaften zur Geltung kommen. Diese Tatsache gibt keinesfalls zu der Befürchtung Anlass, dass pathologische Auswüchse das natürliche Familiengebilde überwuchern. Sie ist aber auch nicht einfach als subversive Emanzipationsleistung zu verstehen. Die mit Unterstützung der Reproduktionstechnologien entstandenen Familien sind schlichtweg die zeitgenössische Ausprägung eines traditionellen Lebensmodells.

PROF. DR. ANDREAS BERNARD

Leuphana Universität Lüneburg